JOHANNES GUTENBERG-UNIVERSITÄT MAINZ D-55099 Mainz

Forschungsschwerpunkt
Historische Kulturwissenschaften

Christoph Brix
Kristina Müller-Bongard
Geschäftsstelle

Johannes Gutenberg-
Universität Mainz

Staudingerweg 9, Zi. 02-233
55099 Mainz

Tel. +49(0)6131-39 20484
Fax +49(0)6131-39 20489

hkw@uni-mainz.de

www.histkultwiss.uni-mainz.de

Forschungskolloquien des FSP Historische Kulturwissenschaften

Der FSP Historische Kulturwissenschaften veranstaltet ein regelmäßiges interdisziplinäres Kolloquium. Drei- bis viermal pro Semester treffen sich die Mitglieder und weitere Interessierte zu Vorträgen interner und externer WissenschaftlerInnen, zur Diskussion von methodologischen und inhaltlichen Fragen und zur Vernetzung laufender Projekte.

Weitere Informationen und Termine finden Sie unter: http://www.historische.kulturwissenschaft.uni-mainz.de/305.php.

PD Dr. Lutz Musner: Desiderata einer Historischen Kulturwissenschaft

Vortrag vom 23.06.2010, Mainz

Eine der Möglichkeiten die Desiderata einer historischen Kulturwissenschaft zu formulieren ist, dies aus dem Blickwinkel des konstitutiv metareflexiven Charakters von Kulturanalyse zu tun. Man könnte also sagen, dass das, was eine historische Kulturwissenschaft im Kern ausmacht, die Analyse historischer Prozesse unter den Bedingungen der Selbstreflexivität von Sprache und Kultur ist. Denn in der Perspektive zeitgenössischer Kulturwissenschaft bezeichnet der Begriff „Kultur" ja keine distinkte eigene oder fremde Kultur mehr, sondern einen Vorgang, durch den kulturelle Phänomene und Praktiken erster Ordnung verglichen, relativiert und reflektiert werden. „Kultur" bezieht sich dabei den Stand und die Ergebnisse von Alltagspraktiken, Wissenschaften, Künsten, Traditionen, Kommunikationsweisen, Formen von Arbeit bzw. Naturaneignung usw. – dies ist nach Niklas Luhmann die Beobachtung erster Ordnung. Diese Operationen des Vergleichens, des Relativierens und des Infragestellens generieren eine systematische Metaebene – nämlich die Beobachtung zweiter Ordnung, zu der die Kulturkritik, die Kulturwissenschaften und die Kulturtheorien zählen.

Eine historische Kulturwissenschaft wäre dann eine, die das historische Material mit ausgewählten Perspektiven betrachtet oder genauer gesagt unter dem Blickwinkel der Möglichkeitsbedingungen von historischem Wissen analysiert: etwa unter dem Blickwinkel von Kulturtechniken wie dem Schreiben, Lesen und Rechnen, unter dem Blickwinkel von epistemischen Werkzeugen und Wissenstechniken wie naturwissenschaftlichen Experimentalanordnungen und Modellbildungen, unter dem Blickwinkel von medialen Praktiken wie analogen und digitalen Formen von Information und Kommunikation, unter dem Blickwinkel der Memoria, d. h. den kulturellen und kommunikativen Formen des Gedächtnisses oder unter dem Blickwinkel der Technik, also dem Ensemble von instrumentellen Praktiken, die die Herrschaft des Menschen über Natur und Gesellschaft ermöglichen.

Eine derartige Festlegung von historischer Kulturwissenschaft birgt veritable Erkenntnispotenziale. Sie erlaubt in den materialen Spuren des Vergangenen, in Texten, natürlichen und formalen Sprachen, in Bildzeugnissen und in künstlerischen wie profanen Artefakten die jeweils zeitspezifischen Artikulationen menschlicher Weltkonstitution, Kommunikation, Produktion und Reproduktion zu rekonstruieren. Die diesem Zugang innewohnende kulturalistische Perspektive trägt sowohl den Eigenlogiken symbolischer Formen der Sinnstiftung wie auch dem konstruktiven

Charakter der historischen Überlieferungen Rechnung und dechiffriert ethnische, geschlechtliche, soziale, wissenschaftliche und ästhetische Hierarchisierungen als machtbestimmte, kontextabhängige Klassifikationssysteme. Historische Kulturwissenschaft so verstanden hat den forschungsstrategischen Vorteil an eine Vielzahl anderer Disziplinen und ihren methodischen Verfahren anschlussfähig zu sein, seien dies nun Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft, Gender Studies, Bildwissenschaft oder das breite Spektrum der historischen Wissenschaften

Durch den Umstand, dass eine derartige Festlegung von historischer Kulturwissenschaft dem Symbolischen im weitesten Sinne ein forschungsleitendes Primat zuspricht, also Diskurse, kulturelle Praktiken, Zeichenensembles und Medienprozesse in der Analyse privilegiert werden und „Kultur" als feingesponnenes Netz von Texten, Bedeutungen und Repräsentationen konzipiert wird, kommt sie tendenziell in die gleichen Problemlagen wie einst die Sozialgeschichte. Sie gerät nämlich in die Gefahr einen Untersuchungsbereich allen anderen als fundamentalen Untersuchungsbereich vorauszusetzen. Was Patrick Joyce in seiner Kritik der *New Cultural History* moniert, lässt sich auch auf eine historische Kulturwissenschaft übertragen:

> *Insisting on the centrality of the cultural tacitly recognizes that the material, and the economic in particular, are separate entities; or, otherwise, it removes the material and economic from the scope of discussions and relegates them from history altogether. (…) This way of looking at things – meanings and representations on the one side, and materiality and social relations on the other – therefore presents us once again with the replication of that division of the world which the cultural turn set out to counter. Such a division represents a serious impediment to new and productive forms of history.*[1]

Die Gefahr, die hier angesprochen wird, ist also die, dass eine historische Kulturwissenschaft in der gleichen Weise „Kultur" ontologisiert und damit zum grundlegenden Bezugsrahmen macht, so wie seinerzeit die Sozialgeschichte die „Gesellschaft" – ihre Institutionen, Sozialstrukturen, Machtverhältnisse und Wirtschaftsformen – substantialisiert hat. Wenn wir dies vermeiden wollen, so wird eine bloße Historisierung von Kulturwissenschaft nicht hinreichend sein, um den Fokus einer historischen Kulturwissenschaft zu bestimmen. Wir werden also zu einer Konzeption finden müssen, die das Kulturelle nicht gegenüber dem Materiellen und das Symbolische nicht gegenüber dem Sozialen, insbesondere dem Ökonomischen privilegiert, sondern diese Phänomene als Aggregate versteht, die durch Prozesse und Praktiken sowie durch Ereignisse und Symbolisierungen hervorgebracht werden. Das Aggregat „Kultur" verweist dann etwa auf koloniale Schulformen und Curricula, die als Vorbild für die Festlegung einer Literaturkanons in Großbritannien dienten und die Genese des Sozialen lässt sich dann als Produkt von medizinischen Praktiken der Hygiene und der Volksgesundheit und von Regierungstechniken wie Volkszählungen, Statistiken und der Einführung von Schul- und Wehrpflicht verstehen. Die Ausdifferenzierung von Gebilden wie „Kapitalismus" oder „Politische Ökonomie" verweisen dann z. B. auf den Zusammenhang von Sklavenwirtschaft, karibischer Zuckerproduktion, transnationaler Schifffahrtslogistik, neuen Formen von Arbeitsdisziplin und Arbeitsteilung oder auf neue Praktiken der Lokalisierung und Berechnung von Wirtschaftsleistung, Reichtum und Steuereinnahmen wie sie von John Maynard Keynes im India Office des British Empire initiiert wurden. Entscheidend an diesem Zugang ist, dass Repräsentationen und das was sie repräsentieren nicht als für sich stehende Entitäten gedacht werden, sondern als Mischgebilde von Abstraktionen und Gegenständen, Wissen und Praktiken, Expertisen und Techniken, die ihre Funktion und Logik genau diesen Dualismen verdanken, also vereinfacht gesprochen Ereignisgeschichte und Repräsentationsgeschichte einander bedingen. Eine historische Kulturanalyse bzw. eine Geschichtswissenschaft, die der Dynamik und Macht von Repräsentationen besondere Aufmerksamkeit widmet, wird also historische Kontexte als Resultate von Differenzsetzungen untersuchen, die Subjekte, Kollektive, Dinge, Produktionsweisen usw. durch Akte der Abstraktion und Symbolisierung hervorbringen und so manipulier- und beherrschbar machen. Sie wird dabei forschungsleitend eine symmetrische Zugangsweise[2] wählen, die Kultur und Natur,

---

[1] Patrick Joyce (2010), What Is The Social In Social History?, in: *Past and Present*, no. 206, 221 & 223.
[2] Vgl. dazu auch Jakob Tanners Ausführungen zu einer symmetrischen Anthropologie in: J. Tanner (2004), Historische Anthropologie zur Einführung, Hamburg.

menschliche Interventionen und Dingwelten, Repräsentationen und das Repräsentierte auf gleicher Ebene und mit gleicher Valenz analysiert.

Aus meinen einleitenden Überlegungen dürfte klar geworden sein, dass es nicht hinreichend ist etablierte Verfahren der Kulturanalyse einfach zu historisieren oder präziser formuliert: eine historische Kulturwissenschaft kann nicht darin bestehen, historische Gegenstände einem kulturalistischen Universalheurismus zu unterwerfen. Ebenso dürfte klar geworden sein, dass ich nicht dafür plädiere, die Erkenntnisfortschritte des „lingustic & cultural turn" und die Erkenntnispotenziale eines dekonstruktivistischen Geschichtsverständnisses ad acta zu legen. Denn naive Resubstantialisierungen von Ökonomie, Gesellschaft und Politik sind mindestens so problematisch wie das Festhalten an einem Paradigma, das historische Gegenstände vor allem auf mehrdeutige, diskursive Effekte reduziert, die durch die Bezugnahme von Sprache auf ein vergangenes, totes Anderes entstehen. Mir geht es vielmehr um einen Standpunkt, der es uns HistorikerInnen trotz aller systematischen Vorbehalte und im Wissen um die vorgängige diskursive Maskierung allen historischen Materials erlaubt, Geschichten in einer Weise zu erzählen, die die relative Autonomie der historischen Gegenstände würdigt und diese nicht einem universellen Konstruktionsvorbehalt unterwirft. Ich möchte nun diese abstrakten, wissenschaftstheoretischen Überlegungen an einem Fallbeispiel erläutern.

In meinem aktuellen Forschungsvorhaben beschäftige ich mich mit einem in Österreich und den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie weithin vergessenen Schauplatz des Ersten Weltkrieges, nämlich dem Krieg am Isonzo in den Jahren 1915-17.[3] Entlang dieses Flusses, vor allem aber auf der Karsthochebene im Dreieck von Görz, Monfalcone und Duino, entwickelte sich über 28 Monate hinweg, folgend dem Kriegseintritt des Königreichs Italien im Mai 1915, ein Schlachtengeschehen, das von Zeitgenossen wegen der Gewalteskalation und der hohen Opferzahlen – 500.000 Tote und 2 Millionen Verwundete – mit dem „Schlachthaus" von Verdun gleich gesetzt wurde. Die Isonzo-Schlachten repräsentierten einen Stellungskrieg mit minimalen Geländegewinnen und verdeutlichten in ihrem Ablauf, ihrer Logik und Zuspitzung den industrialisierten Krieg unter den besonderen geografischen und militärtechnischen Rahmenbedingungen der Karstlandschaft. Die Lebensfeindlichkeit des scharfkantigen und wasserarmen Muschelkalkbodens, die wechselnden Szenen von gespenstischer Menschenleere und todbringenden Massenangriffen, das in den harten Boden gefurchte und gesprengte Labyrinth von Gräben, Deckungen und Stellungen und nicht zuletzt die extremen Witterungsverhältnisse mit heißen, von Schirokko-Böen geplagten Sommern und eisigen Bora-Winden im Winter vermittelten den Beteiligten das apokalyptische Gefühl, am Ende der Welt angelangt zu sein. Die Besonderheiten von Geografie und Geologie waren im Isonzo-Krieg und seinem Selbstlauf der Dinge und der Ereignisse keinesfalls nebensächlich, sondern evozierten im Zusammenwirken mit neuen Waffensystemen und militärischen Handlungslogiken jenen verdammten Karst, den der italienische Major Filippo De Filippi anlässlich eines Vortrags bei der Royal Geographical Society im Jahr 1917 folgendermaßen charakterisierte:

> *You have often heard or read of the "Carso Maledetto," where trenches and shelters have to be hewn out of the solid rock. It has become a vast cemetery of our men, still more of Austrians: a cemetery without dead. The rocky ground does not permit the digging of graves, and the dead have to be transported side by side with the wounded to find a resting-place in the valley at the foot of the plateau. […] The effect of the enemy's shells bursting upon this rocky ground was extremely deadly, on account of the innumerable rocks splinters, which greatly multiplied the effects of the projectiles.*[4]

Der räumlich und strategisch auf eine enge Kampfzone verdichtete Karst präsentierte sich so als monströse Variante dessen, was der Kanonier und spätere Begründer der Feldtheorie Kurt Lewin im Jahr 1917 als eine „gerichtete Landschaft" des Krieges beschrieben hat. Eine Landschaft nämlich, die durch ein klares Vorne und Hinten charakterisiert ist, welches nicht

---

[3] John R. Schindler (2001), Isonzo. The Forgotten Sacrifice of the Great War, Westport, Connecticut; Mark Thompson (2008), The White War. Life and Death on the Italian Front 1915 – 1919, London.
[4] Filippo de Filippi (1918), The Geography of the Italian Front, in: *The Geographical Journal*, Vol. LI, No. 2, S. 73.

durch die Bewegungen der Truppen definiert wird, sondern durch die nach vorne hin anwachsende Todesgefahr und Unzugänglichkeit eine Folge der veränderten Landschaft selbst ist: „Die Gegend scheint da ‚vorne' ein Ende zu haben, dem ein ‚Nichts' folgt."[5]

Die hinter dem Rücken der Akteure sich ausformenden und zuspitzenden Eskalationslogiken des industrialisierten Schlachtfeldes, der rasche Wechsel von Eroberung und Rückeroberung einzelner Frontabschnitte und die spezifischen Gegebenheiten des Muschelkalkterrains produzierten eine Form von Kriegslandschaft, die sich deutlich von der Westfront unterschied. Während die Westfront ein Krieg der Ebene, des oft sumpfigen Geländes (Ypern, Passchendaele) und hervorragend ausgebauter Stellungen war, war die Isonzo-Front ein Krieg der Felshügel, Geröllhalden, Kavernen und der oft nur improvisierten Steingräben und Frontlinien. In den Texten hoher Militärs[6], den Tagebüchern der Soldaten[7] und der posthumen Literarisierung des Karst-Infernos[8] vermittelt sich – trotz der diesen Textsorten mehr oder weniger inhärenten Symbolisierung von Gewalt und Tod, die an die Stelle eines „Realen" des Krieges treten – eine singuläre „Kulturgeografie" der Isonzo-Schlachten. Diese Texte vermitteln eine Metaphorik von umkämpften Orten und Territorien, in der die Menschen durch die Wechselwirkung von Natur und Technik gleichsam mit zerstörerischer Energie aufgeladen, dynamisiert und mortifiziert werden, um schließlich als Skelette selbst dem steinernen Reich des Karstes anheimzufallen. Der Karst präsentierte sich so in den Worten des k. u. k. Frontoffiziers Kornel Abel als ein „unermüdlicher, ewig wacher, zäher und unbesiegbarer Feind", der „allgegenwärtig wie Gott" ist.[9]

Eine historische Kulturwissenschaft, wie ich sie einleitend charakterisiert habe, würde diesen Schauplatz der Weltkriegsgeschichte vor allem in Hinblick auf seine Repräsentationen untersuchen. Sie würde also seine mediale Darstellung in der Text- und Bildpropaganda bzw. in der Kriegsberichterstattung analysieren und – sofern sie den Blick auf die Medien des Schlachtgeschehenes selbst richtet – auch die Rolle von Kartografie, Aufklärungs- und Kommunikationsmedien wie Luftbildfotografie, Geophonen und Schallmessgeräten sowie von Telefon, Telegraphie und drahtloser Funkübertragung in Augenschein nehmen. Vor allem denke ich, würde ein kulturalistischer Zugang den Isonzo-Krieg als ein Phänomen der kollektiven und kommunikativen Gedächtnisstiftung problematisieren und danach fragen, warum sich in den beteiligten Staaten, Italien einerseits und den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie andererseits, so unterschiedlichen Formen der Memoria ausgebildet haben: zum einen die faschistische Sakralisierung von „La Grande Guerra" als staatstragende Metaerzählung der Mussolini-Diktatur und zum anderen protostaatliche, regionalisierte Erinnerungskulturen in den Veteranenverbänden und Vorfeldorganisationen rechtskonservativer Parteien in Österreich, Ungarn und der Tschechoslowakei. Kriegerdenkmäler, Dokumente relevanter Interessensverbände, Gedächtnisromane, Kriegsmemoiren und nicht zuletzt die private und offizielle Kriegsgeschichtsschreibung in der Zwischenkriegszeit bieten sich als historisches Material für solche Analysen an. Eine historische Kulturwissenschaft würde sich auch für die literarische Kriegsvorsorge und diskursive Aufbereitung von Krieg, Sieg bzw. Niederlage interessieren, da auf beiden Seiten viele namhafte Intellektuelle propagandistisch tätig waren oder zumindest die Kriegsanstrengungen und den Kriegsverlauf positiv kommentierten. Und eine Genderperspektive würde zudem Fragen in Bezug auf Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit vor dem Krieg, während des Krieges und in der Nachkriegszeit nahelegen, die in den Repräsentationen des Krieges verhandelt bzw. fixiert wurden.

---

[5] Kurt Lewin (2006), Kriegslandschaft, in: Jörg Dünne, Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/Main, S. 131.
[6] Z. B. Anton Pitreich (1930), Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Sperrfeuer, Klagenfurt.
[7] Z. B. Josef Strohmaier, Das K.K. Kaiserschützen-Regiment Nr. III im Kampfe gegen Russland und Italien, S. 166. unveröffentlichte, maschinenschriftliche Seiten, Militärarchiv Lichem und Militärhistorisches Forschungszentrum München, Karton MIL-IBK 14.
[8] Vgl. Kornel Abel (1934), Karst. Ein Buch vom Isonzo, Salzburg – Leipzig sowie Maté Zalka (1950), Doberdò, Berlin.
[9] Abel, Karst, S. 76.

Was eine historische Kulturwissenschaft jedoch kaum zu Themen machen würde, wären Form, Dynamik und Verlauf des Krieges selbst sowie Forschungsfragen, die klassischerweise von der Militärgeschichte behandelt werden. Den Krieg selbst zum Thema zu machen, ist aber meine Vorstellung einer historischen Kulturwissenschaft, die sowohl die Erfahrungen von Gewalt als auch die Räume von Gewalt untersucht, um besser verstehen zu können, wie sich Formen von männlicher Subjektivität, militärischen Deutungs- und Handlungsmuster sowie der Umgang mit Grenzphänomenen wie Tod, Verwundung und Trauma durch den Krieg verändern und welche Folgen sich daraus für die Nachkriegsgesellschaft ergeben. So möchte ich in Anlehnung an Bruno Latours Techniksoziologie[10] die Frage stellen, wie durch den Einsatz neuartiger Maschinenwaffen, insbesondere der Maschinengewehre, neue Verschaltungen von Subjekten und Objekten, von menschlichen Verhaltensweisen und technischen Programmen sowie von Vorstellungswelten und Gefechtsdingen entstanden sind. Erfahrungsberichte von Frontoffizieren und Truppenberichte legen nämlich ein markantes Zeugnis darüber ab, dass durch die Wirkung von MG-Feuer – „the concentrated essence of infantry" wie es General John F. C. Fuller zutreffend nannte – sowohl die Erfahrungen der Schützen wie der Betroffenen in liminale Zonen verschoben wurden, also Grenzerfahrungen repräsentierten.[11] Dadurch wurden die Unterschiede von Psyche und Technik bzw. von Schütze und Waffe seltsam verwischt und die Akteure erlebten sich mehr als Teil der Technik, denn als Beherrschende technischer Abläufe. Latours Theorie soll bloß als heuristisches Instrument dienen, um solche „Grenzerfahrungen" zum Gegenstand einer Kulturgeschichte organisierter Kriegsgewalt zu machen. Insbesondere soll auf einer Mikroebene eine Geschichte der Schützengräben und Kampfhandlungen, d. h. das Bedeutungsuniversum der „trench society"[12] rekonstruiert werden, um dieserart besser die „Sinnstiftungen" und symbolischen Verarbeitungen von Gewalt inmitten allgegenwärtiger Anomie und Entfremdung als kollektive, identitätsprägende Prozesse verstehen zu können. Letztlich geht es dabei darum, die Forschungslücke von Gewalt, Töten und Getötet-werden zu schließen und dabei zu einer Narration zu finden, die diese Phänomene jenseits der Semantiken militärischer Selbstdeutungen und der Interpretationen heutiger gewaltfreier Zivilgesellschaften thematisiert.

Weiters möchte ich die Frage stellen, wie unter den spezifischen Bedingungen der Karstlandschaft Räume militärischer Gewalt konstituiert, wahrgenommen und mittels bestimmter Praktiken zu Räumen des Lebens und Überlebens gemacht wurden. In kulturhistorischen Arbeiten wird – wenn überhaupt – den geografischen Rahmenbedingungen des industriellen Krieges wenig Beachtung geschenkt bzw. werden diese der Logik des Maschinenkrieges und der Operationsgeschichte untergeordnet. Selbst wenn topografische und militärgeografische Überlegungen in die Analyse mit einfließen, so bleibt doch das Spezifikum von „Kriegslandschaften" als einer besonderen kulturgeografischen Entität unbeachtet. Aber gerade der Karst-Krieg verdeutlicht, dass Räume der Gewalt bzw. Landschaften des Krieges wesentliche Dimensionen einer Geschichtsschreibung darstellen, da die Gegebenheiten von Geologie und Geografie die sozialen wie militärischen Logiken des „spacing"[13], d. h. der Raumkonstitution und -wahrnehmung wesentlich beeinflussen. Deshalb soll im Anschluss an Kurt Lewins frühere Arbeit die Frage gestellt werden, wie Räume der Gewalt aus spezifischen Anordnungen und Dynamiken von Menschen und Gefechtsdingen entstehen, welche Logiken ihnen eigen sind und wie durch die Einwirkungen von Waffentechnologien, Aufklärungsmedien und strategischen Vorgaben einzelne Geländekonfigurationen zu durch Gefährdungsskalierungen strukturierten Kriegslandschaften werden. Und es soll die Frage aufgeworfen werden, welche Auswirkungen vorgängige geologische Eigentümlichkeiten, aber auch soziale, kulturelle und historische Einschreibungen aus Friedenszeiten auf den Prozess der Gewaltcodierung von Räumen und Geländeabschnitten gehabt haben. Es geht also bei dieser Fragestellung nicht nur um reale Räume, sondern auch um vorgestellte und imaginierte Raumdimensionen. Imaginationen beeinflussen die Beschaffenheit von Konfliktzonen sowohl im Vorfeld bewaffneter Auseinandersetzungen (als Projektion von Aufmarsch- bzw. Verteidigungsräumen) wie auch im Krieg selbst durch die Antizipation von Gefahr (z. B.

[10] Bruno Latour (2007), Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford, New Edition.
[11] Vgl. Eric J. Leed (1979), No Man's Land. Combat and Identity in World War I, Cambridge.
[12] Vgl. Tony Ashworth (1980), Trench Warfare 1914–1918. The Live and Let Live System, London.
[13] Martina Löw (2001), Raumsoziologie, Frankfurt/Main.

Frontnähe) bzw. durch die Vorstellung eines Spektrums abgestufter Räume, das von der relativen Sicherheit in der Etappe bis hin zur vordersten Frontlinie und dem durch Todesgefahr definierten Niemandsland reicht. Im Kriegsgeschehen vermischen sich reale und imaginierte Räume zu einer distinkten Erfahrung von Hybridisierung und der Aufhebung von Differenz, die Landschaft mit Metaphern auflädt und vice versa Vorstellungswelten materialisiert, d. h. gleichsam „geologisiert". Indem militär- durch kulturgeografische Überlegungen ergänzt werden, sollen nicht nur die Unterschiede zur Westfront deutlicher gemacht werden, sondern vor allem jene zur Ostfront, an der viele der am Isonzo eingesetzten k. u .k. Truppenkörper ihre ersten Erfahrungen mit Krieg, modernen Waffen und Feldbefestigungen gemacht hatten. Analoges – wenn auch unter anderen Voraussetzungen – gilt für die italienischen Truppen und Offizierskorps, denen der Karst ebenso fremd war und deren territoriale Kriegserfahrungen allenfalls aus dem landschaftlich und militärgeografisch gänzlich anders verfassten Libyen-Krieg (1911–1912) gegen das Osmanische Reich und seinen verbündeten Wüstenstämmen stammten.

Diese Projektskizze dürfte deutlich machen, dass ein historisch-kulturwissenschaftlicher Zugang in einem Feld wie der Weltkriegsgeschichte mit einem variablen, durch Relationen, Genealogien, Parallelitäten, abrupten Brüchen und Deutungsverschiebungen bestimmten Begriffsrahmen arbeiten muss. Im Fall des Karstkrieges, wie anderen Schauplätze militärischer Gewalt auch, haben wir es mit einer Vielzahl von nachträglich produzierten Dichotomien und Rationalisierungen zu tun, die verdecken, dass die Dynamik und der Verlauf des Schlachtengeschehens zu einer kontinuierlichen Veränderung von Wahrnehmung, Semantisierung und Interpretation des Kriegsgeschehens geführt haben. So steckt hinter der Genese des Begriffs „Materialschlacht" die Erfahrung der k. u. k. Heeresleitung in der 3. und 4. Isonzo-Schlacht im Herbst 1915 als die italienische Armee den sich ausbildenden Stellungskrieg durch eine Überzahl an Truppen und Artillerie zu überwinden trachtete, jedoch außer einer neuen Begrifflichkeit kaum Pläne und Instrumente zur Beherrschung der neuen Situation zur Verfügung hatte. Und die Binarität von leerem und umkämpftem Schlachtfeld entsteht aus einer Logik von Einsatz, Verlusten, Stillstand, Erschöpfung und erneuten Kriegsanstrengungen bzw. Erwartungen auf Erfolg und Durchbruch, die nur scheinbar eine Differenz, vielmehr einen graduell abgestuften, von unterschiedlichen Investitionen, Verdichtungen und Verlusten charakterisierten Verlauf eines durchgängigen Kriegsgeschehens erzeugt.

Entgegen einer chronologisch operationsgeschichtlichen Darstellung des Karstkrieges wird man vielmehr zu einem Interpretationsrahmen kommen müssen, der den 28 Monate dauernden Konflikt auf einer im Weltkriegsmaßstab winzigen Fläche von ca. 50 Quadratkilometern als ein – metaphorisch gesprochen – *Theater of War* begreift. Ein *Theater of War* allerdings, in dem vorgängige Regieanweisungen und Rollenzuordnungen gleich nach Spielbeginn ad absurdum geführt, unentwegt Bühnenfassungen revidiert und neue Bühnenbilder aufgestellt wurden sowie Kostüme wie Requisiten dem sich ständig verändernden Spielgeschehen angepasst werden mussten. Dadurch blieb nichts wie es war, alles wandelte sich in einem von Zufällen, Unvorhersehbarkeiten und Selbstläufigkeiten bestimmten Kriegsverlauf, zugleich aber hielten die „Intendanten"[14] auf einer übergeordneten Ebene an ihren Spielplänen für den Kriegsschauplatz fest, mussten diese jedoch mittels technischer, logistischer und strategischer Expertise immer wieder neu ausformulieren und implementieren. Diese vielgestaltige Dynamik von Plänen, Ereignissen, Neujustierungen und Lernerfahrungen veränderte nicht nur das Zusammenspiel von Mannschaften, Offizieren, Generalstäben, Geographen, Ingenieuren und Experten, sondern veränderte auch Wahrnehmung und Semantisierung des Krieges sowie den Umgang mit dem Kriegsgeschehen selbst – mit der Kriegslandschaft und den Gefechtsdingen – und produzierte dieserart sich stetig wandelnde Sichtweisen und Praktiken des Kriegsalltags. Die durch den Einsatz von automatischen Waffen bewirkten Verdichtungen und Entleerungen des Niemandslandes und die durch Telefon, Funktelegrafie, optische Fernaufklärungsmedien und weit reichende Nachtscheinwerfer ermöglichten, präzis getakteten Abfolgen von Feuersalven und Sturmangriffen schufen nicht einfach Variationen bereits bekannter Kriegsszenarien, sondern ließen eine neue Episteme, einen neuen Erfahrungshorizont und neue handlungsleitende Konzeptionen von Krieg entstehen. Dadurch wurden Strukturen männlicher Subjektivität, militärische

[14] General Luigi Cadorna für Italien und General Svetozar Boroëvić für Österreich-Ungarn.

Handlungsmuster und der Umgang mit Grenzphänomenen wie Tod, Verwundung und Trauma in einer Weise verändert, sodass sie in der Sprache der Vorkriegszeit nicht mehr zu decodieren waren. Diese „Leerstelle" trug wesentlich dazu bei, eine historische Zäsur mit teils fatalen politischen Folgen für die Nachkriegsgesellschaften Italiens und Österreichs herbeizuführen.

Dieses Fallbeispiel sollte verdeutlichen, wie ich mir forschungspraktisch eine Konzeption von historischer Kulturwissenschaft vorstelle, die Geschichtserzählungen möglich macht ohne den relativ autonomen Status historischer Gegenstände einem universellen Konstruktionsvorbehalt zu opfern. Zum Abschluss meiner Ausführungen möchte ich diese Konzeption durch einige theoretische Überlegungen vertiefen. Wenn historisch-kulturwissenschaftliche Zugänge nicht wieder zu einer neuen Ontologie führen sollen, die eine Dualität von Bedeutungen und Repräsentationen auf der einen Seite und sozialen Strukturen und Materialität auf der anderen Seite postuliert, so wird man die Genese solcher Dualismen selbst in den Blick nehmen müssen. Man wird also zum Thema machen müssen, durch welche Ereignisketten etwa ein Ereignis sowohl zu einer diskursiven Formation wie auch zu einem Geflecht sozialer Beziehungen wird und wodurch Kontexte sowohl materiale Konstellationen wie auch symbolische Artikulationen hervorbringen. Die große Leistung der poststrukturalistischen neuen Kulturgeschichte war es, scheinbar opake Entitäten wie Nation, Klasse, Geschlecht, Ethnie und Subjektivität als diskursiv hergestellte, wandelbare und grundsätzlich kontextabhängige Formationen zu begreifen. Damit ging ein Ansatz einher, historische Lebenswelten insgesamt als sprach- und zeichenabhängige Gebilde zu dechiffrieren, die weder kohärent im Sinne irgendeiner Totalität noch strukturbezogen im Sinne einer ursächlichen Verknüpfung mit einer dominanten Wirtschafts- und Gesellschaftsform, insbesondere des Kapitalismus sind. Die Phänomene von Macht, Herrschaft und Unterwerfung wurden als mikropolitische, situationsbedingte und mehrdeutige Effekte diskursiver Regimes von Gouvernmentalität und von Techniken der Legitimierung, Sprachermächtigung, Affekt- und Körperkontrolle sowie administrativen, wissenschaftlichen, ökonomischen und medizinischen Regulativen der Einhegung und Kontrolle des Sozialen beschrieben. Was jedoch mit Einnahme dieser Forschungsperspektive zunehmend aus dem Blick geriet, waren Phänomene von Materialität, Dinghaftigkeit, Regularität, Vernetzung und Eigendynamik. Aus dem Blick gerieten also Effekte und Erscheinungsweisen von Prozessen auf einer Meso- und Makroebene, denen eine gewisse Widerständigkeit, Logik und Dauerhaftigkeit innewohnt sowie eine relative Selbstständigkeit gegenüber den Handlungen und Deutungszuschreibungen der Akteure zukommt.

Diese Phänomene kann man aber nicht angemessen untersuchen, wenn man bloß kulturalistisch abgeschwächte Varianten von strukturalistischen, ökonomistischen oder institutionalistischen Erklärungsmodellen in Stellung bringt. Vielmehr wird man einen Ansatz wählen müssen, der die Emergenz, Präsenz und relative Autonomie von Strukturen, Produktionsweisen und gesellschaftlichen Organisationsformen nicht als Explanans voraussetzt, sondern deren zeit- und situationsabhängige Genealogie und Artikulationsformen sowie deren Wirkungen untersucht. Man wird so im historischen Material die Parallelität von diskursiven und nichtdiskursiven, symbolischen und materialen, menschlichen und nicht-menschlichen Effekten in den Augenschein nehmen und untersuchen, in welcher Weise beide Effektgruppen – wenn überhaupt – miteinander verbunden sind, sich aufeinander beziehen oder sogar als einander bedingende Artikulationen vorangegangener Ereignisse und Prozesse beschrieben werden können. Wissenschaftstheoretisch gesehen geht damit ein Verzicht auf ein starkes, intentionalistisch und kausallogisch organisiertes historisches Erklärungsprogramm einher und favorisiert demgegenüber eine Beschreibungsweise, die die Bedeutung und Funktion von Zufällen, Unvorhersehbarkeiten, Seiten- und Netzwerkeffekten sowie Irregularitäten anerkennt. Diese forschungsleitende Anerkennung von Kontingenz bedeutet jedoch nicht, dass es keine übergeordneten Regularitäten, Kausalitäten und gestaltproduzierenden Logiken sowie Materialitäten und Dingbeziehungen gibt, wodurch Mikrophänomene von Makroformationen bzw. nichtmenschlichen Faktoren organisiert und strukturiert werden.

Für eine historische Kulturwissenschaft, oder genauer gesagt für eine Geschichtswissenschaft, die sich in zentraler Weise kulturanalytischer Verfahren bedient, um mittels theoretischer Imagination neue Problemformulierungen generieren zu können, halte ich ein heuristisches Modell für brauchbar, wie es etwa Timothy Mitchell in seinem Buch „Rule of Expert. Egypt,

Techno-Politics, Modernity“[15] vorgelegt hat. Darin entwirft Mitchell eine faszinierende Sichtweise der Entwicklung Ägyptens im 20. Jahrhundert, die die Geschichte nicht als Ereigniskette von kapitalistischer Modernisierung, Industrialisierung, Staatenbildung und der Transformation von Herrschaftssystemen beschreibt, sondern diese Phänomene als nachgereichte Erzählungen entziffert, deren Genese jedoch auf einem viel komplexeren Wechselspiel menschlicher Interventionen und nichtmenschlicher Agenturen beruht. Indem er Geschichte von ihren scheinbar nachgeordneten Faktoren wie Staudämmen, Bewässerungsanlagen, Infrastrukturen, Anopheles-Stechmücken, Rommels Panzerarmee, avancierter Landwirtschaftstechnik, Schädlingsbekämpfungsmitteln, Experten, Entwicklungshilfeorganisationen und Ingenieuren her erzählt, kann er so disparate Phänomene wie den Bau des Assuan-Staudammes, den Afrika-Krieg sowie die gleichzeitige Ausbreitung einer tödlichen Malariaepidemie in ein Narrativ einbringen und aus der Interaktion dieser kategorial unterschiedlichen Faktoren ein anderes Bild von „Modernisierung“ zeichnen. Er kann zeigen, wie eine Bewässerungslogistik nicht nur den Flusslauf und die Bewässerungssysteme veränderte, sondern auch Funktion der Bürokratie und die Repräsentation von Staatsmacht sowie neue Formen von Landwirtschaft, Mehrwertproduktion und Ökosystemen hervorbrachte. Er kann zeigen, wie avancierte Hydrotechniken spezifische Kapitalkonzentrationen, landwirtschaftliche Monokulturen, Konglomerate von Agro- und Industriewirtschaft und damit neue Allianzen von Kapital und Politik ermöglichten, aber auch die Ausbreitung der Malariastechmücken beförderten. Und er kann zeigen, wie durch die kriegsbedingte Umlenkung der künstlichen Nitrate von der Dünger- zu Munitionsproduktion der Afrika-Feldzug Rommels mit der Unterernährung der Fellachen korrelierte, deren Landwirtschaft durch den Mangel an künstlichen Dünger kollabierte und darauffolgend Hunger und schlechte Hygiene die Malariaepidemie extrem beschleunigte.

> *The chain is in fact more than a triangle. The connections between a war, an epidemic, and a famine depended upon connections between rivers, dams, fertilizers, food webs, and (…) several additional links and interactions. What seems remarkable is the ways the properties of these various elements interacted. They were not just separate historical events affecting one another at the social level. The linkages among them were hydraulic, chemical, military, political, etiological, and mechanical. No one writing about Egypt in this period describes this interaction.*[16]

Unterwirft man den Isonzo-Krieg einer ähnlichen symmetrischen Analyse, so lässt sich nachvollziehen, wie das Wissen über den Maschinenkrieg und damit eine wesentliche Bedingung seiner mörderischen Eskalation nicht so sehr in der Auseinandersetzung mit einer widerständigen Dingwelt hervorgebracht wird, sondern vielmehr in spezifischen Arrangements von menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Dingen. Die Expertise des Krieges entsteht in einer Gemengelage von Akteuren und Dingagenturen und verändert sich durch die Dynamik ebendieser Vermischung. Analysiert man die hybriden Arrangements von Akteuren und Dingagenturen, Soldaten und Waffensystemen, so versteht man besser, warum die im Ersten Weltkrieg an der Isonzo-Front und anderswo massenhaft eingesetzten Maschinengewehre nicht einfach zu einer bloßen nummerischen Multiplikation der Feuerkraft geführt haben. Die Einbringung einer neuen Technologie in Armee und Kampfgeschehen hat vielmehr ein neues Dispositiv des Tötens geschaffen, das die Bedienungsmannschaften mit den Waffenmeistereien, Munitionsdepots, Transportnetzen, Armeestäben, Rüstungsfabriken und Konstruktionsbüros zu einem großen, durch Rückkoppelungsschleifen verbundenen Kommunikations- und Produktionsverbund zusammenschloss. Avanciertes Ballistik-, Statistik-, Metallurgie- und Maschinenbauwissen ermöglichten unter Einrechnung der Waffeneigenstreuung Gebrauchsanleitungen, die den Massentod von Feinden in Wahrscheinlichkeitstabellen kalkulierten. Die aus dem Kriegsverlauf generierte Expertise bezüglich Funktion, Belastbarkeit und Verschleiß von Maschinengewehren übertrug sich in Manuale, die menschliches Handeln in eine sozialtechnische Matrix integrierten, wodurch aus einfachen Waffen-Mensch-Relationen sich selbst radikalisierende, industriell organisierte Tötungsinstallationen entstehen konnten. Der

---

[15] Timothy Mitchell (2002), Rule of Expert. Egypt, Techno-Politics, Modernity, Berkeley and Los Angeles.
[16] Ebd., S. 27.

in den Maschinenwaffen materialisierte Ingenieursgeist ermöglichte ein neues Mensch-Technik-Arrangement, das die Differenz zwischen Objekten und Subjekten verwischte, die Logik der Waffen in Psyche und Physis von Soldaten diffundieren ließ und veränderte Wahrnehmungsweisen von Gefahr, Raum und Kriegslandschaft sowie neue Kampf- und Überlebenstaktiken evozierte. Das Maschinengewehr war somit nicht bloß äußerliches, den Handlungsintentionen der Soldaten nachgeordnetes Kampfmittel, sondern sein Schütze wurde zum biologischen Akteur einer Dingagentur, die sein Verhalten kanalisierte. Kampfgeschehen und Repräsentation, Schussfeld und Aufklärungsfoto, Angriffswelle und kalkulierter Munitionsvorrat im Kopf verschwammen dieserart zu Mischgebilden, die erst nachträglich systematisiert und in militärwissenschaftliche Expertise überführt wurden. Auf dem Hintergrund solcher Überlegungen bekommt die lakonische Aussage des Militärhistorikers John Schindler angesichts des Massentods italienischer Angriffstruppen im Geschoßhagel österreichischer Maschinengewehre im Karst eine ganz andere Bedeutung, wenn er schreibt: „Again the Schwarzlose machine gun, the backbone of the Austrian defense, won the battle.“[17]

[17] Schindler, Isonzo, S. 236.